

Wiesbadener Tagblatt.

Verlag Langgasse 21

„Tagblatt-Heute“

Erstausgabe: 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends.

Wöchentlich

12 Ausgaben.

Vertrag:

„Tagblatt-Heute“ Nr. 6550-53.

Von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, außer Sonntagen.

Bezugs-Preis für beide Ausgaben: 70 Bg. monatlich, 2. — vierteljährlich durch den Verlag Langgasse 21, ohne Beleglohn. 3. — vierteljährlich durch alle deutschen Postämter, auswärts 3.50 Bg. — Beleglohn-Beiträge nehmen außer dem obigen: in Wiesbaden die Postämter, in anderen Orten die Postämter, in den benachbarten Orten und im Rheingau die betreffenden Tagblatt-Verleger.

Anzeigen-Annahme: Für die Morgen-Ausgabe bis 12 Uhr mittags, für die Abend-Ausgabe bis 8 Uhr nachmittags.

Berliner Redaktion des Wiesbadener Tagblatts: Berlin SW. 61, Tellower Str. 16, Fernspr. Amt Rahm 5788.

Für die Aufnahme von Anzeigen an vorgeschriebenen Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen.

Donnerstag, 25. Dezember 1913.

Morgen-Ausgabe.

Nr. 601. • 61. Jahrgang.

Wegen des Weihnachtsfestes erscheint die nächste „Tagblatt“-Ausgabe am Samstag nachmittag.

Ein Wort an den Fürsten Bülow.

Das Buch des Fürsten Bülow über die deutsche Politik im letzten Vierteljahrhundert, aus dem wir am Montag und Dienstag die Auszüge der wichtigsten Abschnitte mitteilten, ist so voll von Anregungen, so reich an Befindungen eines erlebten Geistes, daß man sich immer wieder gern in diese Fülle vertieft. Stets belohnt durch ungewöhnliche Funde. Dies kann man sagen, ohne daß damit jederzeit Übereinstimmung mit den Ansichten des vierten Reichskanzlers ausgedrückt würde. Vielmehr gerade wo man widerspricht, fühlt man sich erst recht gefesselt, weil es immer ein Vergnügen ist, sich mit einer gegensätzlichen Weltanschauung auseinanderzusetzen, wozu sie mit so viel Kultur, wie sie dem Fürsten Bülow eignet, vertreten wird. Aber von politischer Weltanschauung soll man, so will es der Fürst, ja nicht sprechen. Er nennt sie einen „Konfession“, denn die Welt sei glücklicherweise nicht überall politisch, und eine parteipolitische Weltanschauung könne vollends nicht einmal die politische Welt umfassen, weil es viel zu viel Dinge und Fragen des politischen Lebens gebe, die jenseits aller Parteiprogramme und aller Parteiprinzipien liegen. Nun wir dem Fürsten Bülow einmal den Gefallen, das in der Tat etwas anspruchsvoll auftretende Wort „politische Weltanschauung“ beiseite zu lassen, so bleibt doch stets übrig, daß jeder Politiker, auch der verantwortliche Staatsmann, von bestimmten Grundsätzen seines innersten Charakters ausgeht, von denen er nicht loskommen kann und die seine Wesensart bestimmen. „So mußt du sein, du kannst dir nicht entziehen“, das tiefe Wort Goethes trifft auf jeden zu, er mag sich noch so ungebesselt fühlen oder zu fühlen glauben.

Fürst Bülow steht, in gemessenem Abstande freilich, ungefähr auf dem Standpunkte des Fürsten Bismarck in der Würdigung unserer Parteiverhältnisse. Wie der erste Reichskanzler über diese Frage dachte, weiß man aus hundertfältigen Bekenntnissen. Wie der vierte Kanzler darüber denkt, das sagt er uns jetzt in dem als Niederschlag tiefwurzelnder Ansichten ungemein interessanten Kapitel „Wirtschaftspolitik und Parteipolitik“. Wir lesen da, mit einem Gemisch von Staunen, Zweifel, Widerspruch und auch Vergnügen an dem freilich geistvollen Irrtum u. a. das Folgende: „Deutschland ist vielleicht das einzige Land, in dem die praktischen wirtschaftlichen Fragen peinlich und klein-

lich auf den Leisten der Parteipolitik geschlagen werden. Mit alleiniger Ausnahme des auch in diesen Dingen praktischen Zentrums hat jede Partei, sei sie groß, sei sie klein, ihre eigene Wirtschaftspolitik, oder wenigstens ihre wirtschaftspolitische Spezialität, der die wirtschaftlichen Fragen untergeordnet werden. Das gehört zum parteipolitischen Dogmatismus. Wir haben fast so viele verschiedene finanzpolitische, agrarpolitische, handelspolitische, verkehrspolitische, sozialpolitische, zollpolitische, steuerpolitische und sonstige wirtschaftspolitische Auffassungen, wie wir Parteien haben. Der deutsche Parteimann spinnt sich so fest in seine wirtschaftspolitischen Parteianschauungen ein, daß er alsbald aufzugeben diese Anschauungen für unlösbar verbunden mit seinen eigenen Berufsinteressen und Magenfragen hält und nach der wirtschaftspolitischen Seite hin den Parteikampf mit der Erbitterung führt, die nur der Egoismus erzeugen kann. Wir haben keine Partei, die sagen darf, daß sie nur einen einzigen Erwerbsstand vertritt, nicht einmal die Sozialdemokratie darf das von sich behaupten. Trotzdem haben bis auf das Zentrum alle den wirtschaftspolitischen Kampf oft mehr oder minder so geführt, als gälte es für jede nur die Vertretung eines einzigen Erwerbsstandes. Freilich stützen sich die Konservativen vorwiegend auf den Grundbesitz, die Nationalliberalen auf die Industrie, der Freisinn auf den Handel. Das liegt an den politischen Traditionen der betreffenden Volksteile. Wenn sich aber die Parteien mehr und mehr zu berufständischen Interessentenvertretungen entwickeln, so hat das seine großen Gefahren in wirtschaftlicher Beziehung wie in politischer und nationaler.“

So Fürst Bülow. Ist das nun aber richtig? Läßt es sich durchweg aufrechterhalten? Wir müssen die Frage verneinen. Es trifft zunächst nicht einmal zu, daß das Zentrum die alleinige Ausnahme von der vom Fürsten Bülow aufgestellten Regel bilde. Das Zentrum hat die agrarische Wirtschaftspolitik entschlossen mitgemacht, gehört auch jetzt zu ihren Hauptstützen, obwohl die Partei die verschiedensten wirtschaftlichen Bestandteile in sich vereinigt. Wie steht es dann mit den Nationalliberalen? Fürst Bülow sagt von ihnen, daß sie sich vorzugsweise auf die Industrie stützen, sie müßten hiernach, wenn es bloß nach Spaltungen auf Grund der wirtschaftspolitischen Forderungen ginge, Gegner der offiziellen Wirtschaftstendenzen sein; sie waren und sie sind es jedoch nicht, vielmehr auch sie sind für die Zolltariferhöhungen von 1902 eingetreten und wollen von einer Abtragung der Agrarzölle, wie man weiß, jetzt nichts hören. Was ferner die Fortschrittliche Volkspartei betrifft, so kann man doch wahrlich nicht behaupten, daß sie der Landwirtschaft die Förderung verweigern möchte, die ihr als

einem wesentlichen Faktor des wirtschaftlichen Gesamtorganismus gebührt, sondern der Gegenstand wird nur auf der Frage des Wie und nicht des Was. Mit anderen Worten: die Fortschrittspartei will die Landwirtschaft von der Verderblichkeit einer einseitigen Bevorzugung der Großgrundbesitzerinteressen befreien, will Bauernpolitik in großem Stile treiben, will alles unterstehen, was dazu beitragen kann, den Grundbesitz auf eigene Füße zu stellen, die Aufteilung unhaltbarer Latifundien zu begünstigen, die innere Kolonisation in den Mittelpunkt einer großzügigen Agrarpolitik zu rücken, die Viehzucht durch Befestigung der Futtermittelzölle zu steigern, die wachsende Gefahr der Abhängigkeit von ausländischen Wanderarbeitern durch Beschäftigung tüchtiger ländlicher Arbeitskräfte zu beseitigen. Wie kommt Fürst Bülow dazu, die Methode der herrschenden landwirtschaftlichen Schutzpolitik, für die er sich leider allzusehr eingeheißt hatte, als die allein zulässige auszugeben und hiernach die Parteien mit lobender oder abfälliger Kritik abzustempeln? Seine ganze Forderung ist zurückzuweisen. Von den Konservativen ist es ja richtig, daß sie sich mehr und mehr zu einer berufständischen Interessentenvertretung entwickelt haben, aber für die Liberalen (und wir möchten von dieser Urteil auch die Nationalliberalen trotz mancher Meinungsgegenstände nicht ausnehmen) trifft das in keiner Weise zu. Gerade weil eine Autorität wie der vierte Reichskanzler hinter dem mitgeteilten Urteil steht, ist es notwendig, die Schiefeit dieser Auffassung festzustellen.

Deutsche Kulturpolitik im Ausland.

Von Professor Dr. Liebig (Wiesbaden).

Der Reichskanzler hat in dem Brief an Herrn Professor Langbehn, der kürzlich durch die Blätter lief, sich als nationaler Kulturpolitiker bekannt und die Hoffnung ausgesprochen, daß das deutsche Volk der Reichsregierung bei allen Bestrebungen, dem deutschen Namen in der Welt Achtung und Ehre zu verschaffen, voller Energie zur Seite stehen werde. Und in der Tat, wenn irgendwo, dann ist hier der Boden, wo die Nation und ihre offiziellen Vertreter sich die Hand zum Vunde reichen und getreulich zusammenhalten sollten. In den vielfachen Bemerkungen zu dem Programm jenes Briefes, an denen es nicht gefehlt hat, wurde nun hier und da geltend gemacht, der Reichskanzler erwarte zu viel von der anderen Seite, ohne von sich aus mit gleicher Energie die staatlichen Mittel anzuspannen.

Sehnsucht.

Mit Augen, die vor Sehnsucht groß und weit,
Sah ich in meiner Kindheit helle Ferne,
So gläubig mocht' ich, wie in alter Zeit,
Noch einmal schauen nach dem Abendstern.

So gläubig mochte ich entgegensehen
Dem Himmelswunder, das da mußte kommen
Aus Christkind's Garten, leise auf den Zehn,
Bei meiner Seimel Modenlang, dem frommen.

O dehnten sich, und war's auch nur im Traum,
Mir einmal noch der Kammer enge Wände
Zum Weihnachtszimmer mit dem Lichterbaum,
Den mir geschenkt der Mutter treue Hände.

Mit Augen, die vor Sehnsucht weit und groß,
Sah ich allein im Abenddämmerseinen.
Mir ist, als hört' ich um mein einsam Los
Den Weihnachtsengel um meiner Kindheit weinen.

Johanna Weiskirch (Wiesbaden).

Nachdruck verboten.

Der Dieb.

Eine Weihnachtsgeschichte von Charlotte Gräfin Rittberg.

Der Fabrikherr sah zusammengelauert in dem tiefen engstirnigen Leberfesseln, die Hände um die Arme geschlungen. Das letzte Tageslicht kroch langsam aus den Zimmerecken den Fenstern zu. Deshalb konnte man nicht mehr erkennen, wie bleich der Fabrikherr geworden war. Er sah starr vor sich hin, während die Frau, am Fenster stehend, weitersprach, ohne sich nach ihm umzuwenden. Ihre volle dunkle Stimme überschlug sich ein wenig in der Erregung. Zuweilen pochte sie mit der großen vorstehenden Perle an ihrem Ringfinger auf die Scheiben, kurz und hart, in unbewußter Unterbrechung ihrer heftigen Worte.

Es sei eine Schmach, sagte sie, und unerbört, daß es in ihrem Hause hätte vorkommen können. Georg sei doch gewissermaßen ein Blick des Haushalts.

„Laufjunge im Kontor“, sagte der Fabrikherr in entschuldigendem Ton.

„Er macht auch Besorgungen für mich. Wie wäre er sonst überhaupt in das Zimmer gekommen.“

„Und in die Verfassung.“

„Willst du mir daraus einen Vorwurf machen?“

Ihr Weib rannte bei der jähen Bewegung, mit der sie sich jetzt nach ihm umschau. Der Fabrikherr richtete sich unwillkürlich aus seiner schlaffen Haltung auf und erhob sich feuchend.

„Nein, ach nein, Agathe.“

Er schob die silberne Zigarettenbox über den Tisch hin zu ihr, ehe er sich seine „Jockey-Klub“ anzündete.

„Nächst du?“

„Danke. Ich möchte lieber erfahren, was du zu tun gedenkst.“

Er ging nun im Zimmer auf und ab, immer in den Schatten hinein.

„Heute ist Weihnachten, Agathe.“

„Für die, die es verdient haben.“

„Du hast's ja!“

Stummend sah sie zu ihm hinüber. Der bebende Unterton in dem unwirklichen Wort ließ sie aufhorchen. Aber sie verbiß sich in ihre Meinung.

„Ich will keinen Dieb im Hause haben. Mit solchen Kreaturen kann ich meinen Christbaum nicht teilen. Verhöht ist mir das Gefindel in tiefster Seele. Ich begreife nicht, wie du den Jungen verteidigen kannst.“

„Er hat's gestanden und bereut.“

„Nachdem er abgefragt worden ist. Ich bitte dich! Anzeigen hätte man ihn sollen.“

„Nein!“

Der Fabrikherr schlug mit der Faust auf den Tisch, seine Augen sprühten im plötzlich geröteten Gesicht.

Die Frau wich jäh zurück.

„Gibst du?“

Er nahm sich gewaltsam zusammen.

„Du weißt nicht, was du sagst, Agathe. Du bist im Wohlstand aufgewachsen. Du weißt nicht, was Hunger und Entbehrung aus den Menschen machen können.“

„Stehlen ist gemein, so oder so.“

„Ja“, sagte er gequält, „so, es ist gemein. Aber es sollte doch Vergebung zu finden sein — für jedes Verbrechen — irgendwem.“

„Sühne!“ beharrte sie heftig.

Der Mann seufzte. Er dachte nicht mehr an den kleinen Laufjungen, der am Morgen das Weihnachtskind entwendet hatte, gedankenlos, leichtfertig, rasch überführt und geknirscht wie ein Kind. Er dachte an graue Zeiten, die Jahrzehnte weit hinter ihm lagen und unversehens lebendig wurden; Zeiten des erbitterten Existenzkampfes, in denen die Not die Gefährten seiner Lage und Verzweiflung seine Bettgenossen waren. Der reichgewordene Mann, der Erfolgsfröhen, rang mit den Gespinnsten jener Armutsjahre und wurde ihrer nicht Herr.

Er legte den Arm um die zarte Gestalt der Frau. Er wußte kaum, wie ihm die Worte von den Lippen fielen.

„Agathe, sei doch barmherzig. Denk dir mal, daß der liebste Mensch, den du hast, dir ein solches Verbrechen beichten müßte.“

Er schweig vor ihren schredensstarrten Augen. Der Atem verlagte ihm auf einmal. Es war, als breche plötzlich ein jahrelang sorglos gehüteter Bau zusammen. Mit der fürchterlichen Schwere gegenwärtigen Erlebnisses stürzte die Vergangenheit über ihn.

„Nun?“ sagte die Frau. Ihre Stimme klang, als läme sie irgendwoher aus der Ferne.

Er sah sie an. Sein ganzes Gesicht verzerrte sich. Der ungeheure Aufbruch in ihm raubte ihm plötzlich alle Besinnung. Lehnte ihm das Innerste zu äußert. Er dachte nichts Bestimmtes mehr; er fühlte nur ihren stummen Widerstand, ihr innerliches Sich-Banzern gegen das aufquellende Gefühl, den in Gedankenschnelle wachsenden Abstand zwischen sich und ihr, und als ob die Last der Erkenntnis dieses innerlichen Abstands aufhalten könnte, mußte er das leidenschaftlich gehütete Geheimnis in seiner vernichtenden Nacktheit vor sie hinwerfen. Von der Seele mußte er es haben, das Entsetzliche, das er mit sich herumtrug, Jahr für Jahr, ängstlich verborgen, wie eine abscheuliche Krankheit; das ihm jede Stunde der Seligkeit vergalt und seine junge Ehe schon fast gerissen hatte, weil es geistig wie ein kalter Rauch zwischen ihm und dem Weibe lag, das er liebte; das, was ihn all hatte werden lassen vor der Zeit, ungesellig und verschlossen, was den fanatischen Arbeiter aus ihm gemacht hatte, den sein Erfolg befriedigte, der sich hineinwühlte in sein Werk wie ein Verfolger, ein ewig Gepeinigter, der Veräufung jagt.

Es will aber scheinen, als ob diese Auffassung dem trefflichen Staatsmann, dessen gediegene Tüchtigkeit spätere Zeiten jedenfalls sehr viel höher einschätzen werden, als es gegenwärtig zu geschehen pflegt, doch nicht ganz gerecht werde. So sprach der Etat für das Jahr 1914 — ganz der Sachlage entsprechend — nun auch ausfallen ist, es fehlt doch nicht an einem Glanzstück, das dafür spricht, daß gerade die Anregungen des Reichstags und der nationalen Vereine nach dieser Richtung hin bereitwilliges Entgegenkommen finden.

In einer Einsicht freilich wird man sich enttäuscht fühlen. Bei der Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes zu Anfang des laufenden Jahres war nämlich der Reichskanzler ersucht worden, eine Denkschrift über den Ausbau des mit der Universität Berlin verbundenen sogenannten Orientalischen Seminars zu einer deutschen Auslandshochschule zu unterbreiten, es will in dessen Schein, als ob diesem Verlangen diesmal noch nicht stattgegeben sei. Jedenfalls liegt hier eine Forderung von außerordentlicher Tragweite vor, für die sich alle Parteien immer und immer wieder einsetzen sollten. Der Leiter des Orientalischen Seminars, der bekannte Sprachgelehrte und Reisende, Geheimrat Oberregierungsrat Sachau, hat sich noch im vorigen Jahre ganz in demselben Sinn ausgesprochen, und wer ihn kennt, weiß, daß er trotz der Bürde der Jahre ganz der Mann dazu wäre, die Erweiterung seines Instituts zu einer Auslandshochschule durchzuführen!

Bleibt hier, wie man meinen möchte, noch eine Rinde, die sich vielleicht durch einen Nachtragsetat ausfüllen ließe, so ist es mit um so größerer Freude zu begrüßen, daß wenigstens der Titel 14 des „Allgemeinen Fonds“ des Auswärtigen Amtes für „Förderung deutscher Schul- und Unterrichtswerte im Ausland“ zum erstenmal seit Begründung des Reichs auf über eine Million emporgeschwollen ist. Selbst die größten Bewunderer der Staatskunst des Fürsten Bismarck können nicht leugnen, daß er die Wichtigkeit des Ausland-Deutschtums von dem mehr kontinentalen Standpunkt seiner Politik aus nicht genügend zu würdigen wußte. Im anderen Fall wäre es nicht erklärlich, warum dieser selbe Posten, der in den 70er Jahren schon einmal 300 000 M. betrug, später auf 60 000 M. herabsank, bis er im Jahre 1898 auf Drängen einiger Mitglieder des Reichstags auf 100 000 M. heraufgesetzt wurde. Erst 1900 hatte der Betrag wieder die Höhe von 300 000 M. erreicht, um dann von 1905 ab zunächst bei 700 000 M. stehen zu bleiben und endlich, wie schon hervorgehoben, diesmal auf 1 100 000 M. anzuschwellen. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß Italien über eine Million Lire und Rußland mehrere Millionen Rubel für Auslandsschulen ausgibt, während die entsprechenden Aufwendungen Frankreichs, trotzdem die Nation 28 Millionen Köpfe weniger als wir zählt, schon vor einem Jahrzehnt eine Million Franken überschritten hatten und jetzt sich, wie man hört, auf vier Millionen belaufen.*)

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn die Generalversammlungen der Alliance Française einer stolzen Speerspitze gleichen, und daß namentlich bei der letzten Reue, die in einer Stadt des fast als Basallenstaat angesehenen Belgiens stattfand, der Jubel über die außerordentlichen Erfolge französischer Kultur und Sprache laut in die Rinde erschallte.

Ein bescheidenes Bild tritt uns entgegen, wenn wir damit die Bilanz vergleichen, die der „Verein für das Deutschtum im Ausland“ in seinem letzten Jahres-

bericht in vorsichtiger Weise gezogen hat. Da Wiesbaden der Vorort dieses früher unter dem Namen „Allgemeiner deutscher Schulverein“ bekannten Vereins für Hessen-Nassau ist und unsere Stadt zudem die älteste „Frauenortsgruppe“ aufweist, verlohnt es sich wohl, aus dem Inhalt dieses inhaltreichen 48 Seiten umfassenden Rechenschaftsberichts einige besonders interessante Punkte hervorzuheben.

Da begegnet man zunächst einer allgemeinen Erweiterung der Lage des Auslanddeutschtums im Jahre 1912, wobei selbstverständlich die Ereignisse auf dem Balkan in ihrer Rückwirkung auf unsere Stammesgenossen im Reich der Habsburger im Vordergrund stehen. Was zunächst die Zahl anbelangt, so brachte das Berichtsjahr die endgültigen Ergebnisse der Volkszählung, die 1910 in Österreich stattgefunden hat. Hier nach gehören von den rund 28 Millionen Staatsbürgern Sloweniens über 9 950 000 der deutschen Umgangssprache an. Die Zunahme in dem der Zählung vorausgehenden Zeitabschnitt bleibt mit 8,5 Prozent durch wenig hinter dem Mittel zurück und übertrifft den Prozentfuß des gefährlichsten Feindes, der Tschechen (8,07 Prozent), noch um eine Kleinigkeit. Im übrigen tritt der Hauptzuwachs des Slowentums in Triest und den Küstengebieten hervor und trifft dort vor allem die Italiener. Wenn dadurch der Gegensatz zwischen diesen und den Deutschen im Hinblick auf den gemeinsamen Gegner abgeschwächt werden sollte, so wird das jedermann als Gewinn begrüßen.

Weniger günstig liegen die Ergebnisse der Volkszählung in Ungarn, wobei indessen die offiziellen Zahlen der Regierung dort berechtigtem Mißtrauen begegnen. Jedenfalls lernen die Deutschen in Ungarn allgemach sich ihrer Haut zu wehren, auch dürfte das Erstarken Rumäniens dazu beitragen, daß man in Ost- und Westungarn endlich dazu übergeht, in dem Nationalitätenstreit gefundene Seiten aufzugeben. Vor allem aber sind es jetzt die Karpathendeutschen in Slowenien, die man auf 135 000 Köpfe schätzt, die den nationalen Widerstand energisch organisieren. In dem trefflichen Distoriker, dem Universitätsprofessor Raimund Rindl (aus dessen Feder wir vor einigen Wochen Darstellungen der Lage des dortigen Deutschtums veröffentlichten, Schriftl.), haben sie einen tatkräftigen Führer gefunden, der seit einiger Zeit Tagungen der Vertreter aller Volksgenossen ins Leben rief, deren erste 1911 in Czernowitz stattfand und einen großartigen Verlauf nahm. Daß Ausland trotz seines Vorrates in Zentralasien darauf bedacht ist, die allslawische Bewegung neu zu entflammen, haben die politischen Ereignisse der beiden letzten Jahre auch dem blindesten Augen offenbart. Wenn sich dabei der Angriff zunächst gegen die Habsburgische Monarchie richtet, so weiß jedes Kind, daß auch wir gemeint sind. Das zeigten die jüngsten Schritte Rußlands und seiner französischen Verbündeten, denn wie käme das Kaiserreich in die leidenschaftliche Erregung über die deutschen Offiziere am Bosporus, wenn es nicht befürchtete, daß ihm die Erstarkung der Türkei eine Deute entrisse, auf die es für die Zukunft wenigstens schon mit Bestimmtheit gerechnet hatte! Diesen Tatsachen und nicht den fremdlichen Versicherungen von Potsdam, Baltischport und Berlin entspricht die amtliche und nichtamtliche Behandlung der deutschen Kolonistenbevölkerung in Rußland. Infolge der unerträglichen Quertreibereien wandern jährlich viele Tausende fleißiger deutscher Bauern aus ihren Siedeln an der Wolga nach Kanada, nach Deutschland und hoffentlich auch bald nach Anatolien aus, wo sie ein besonders schätzbares Element abgeben würden. Im übrigen bestätigt der Bericht in erfreulicher Weise, daß diese deutschen Kolonisten in Südrussland immer mehr Zählung

gewinnen mit den Balkan der Ostseeprovinzen. So zählt das deutsche Lehrerseminar in Mitau neben 18 baltischen Deutschen 14 Anfuhreröhne aus allen Teilen des weiten Reichs. Im übrigen erzählt man, daß das von der livländischen Ritterschaft unterhaltene Landesgymnasium zu Birkenhof von 66 Schülern im Jahre 1906 auf 118 im Jahre 1912, die Albertschule in Riga von 141 auf 408 und die Ritter- und Domschule in Reval von 131 auf 191 gestiegen ist. Ähnliche erfreuliche Fortschritte werden auch aus russischen Polen gemeldet, wo lediglich allein eine Bevölkerung von 100 000 Deutschen beherbergt, die sich nunmehr fest zusammengeschlossen haben.

Es ist natürlich nicht möglich, die Lage des Deutschtums in den anderen europäischen und überseeischen Ländern in derselben ausführlichen Weise durchzugehen. Erreulich ist die Begründung einer deutschen Schule in dem niederländischen Venlo, die ein Bedürfnis für die Kinder der durch den Grenzdienst im Eisenbahn-, Post- und Zollwesen dort festhaft gewordenen Reichsdeutschen geworden war. Desgleichen haben die Deutsch-Belgier in ihrem jähren Kampf um die gesellschaftliche Gleichstellung ihrer Sprache mit der flämischen und der französischen manche Erfolge zu verzeichnen; und ebenso macht die deutsche Sprache trotz aller Gegenbemühungen der Franzosen in der Levante erhebliche Fortschritte. Freilich ist die Zahl der deutschen Schulen immer noch eine winzige im Verhältnis zu der unserer Haupttribünen. Vor allem aber wäre es, ganz nebenbei bemerkt, bedauerlich, wenn die deutsche Schule in Konstantinopel aus Mangel an Mitteln auseinanderfiel, wie gerade in diesen Tagen die Zeitungen behaupten. Das bedeutete ein solches Armutszeugnis für unsere Reichsregierung, daß man an der Sache so lange zweifeln muß, bis sie völlig einwandfrei festgestellt ist. Hoffentlich tragen die so erfreulichen Abmachungen über das Ausscheiden fremden Kapitals aus dem Unternehmen der Bagdadbahn zur Förderung deutscher Lehrkräfte und deutscher Schulen in Anatolien und dem ganzen Hinterlande erheblich bei. — Von den Nachrichten aus Übersee verdienen die über den Zusammenschluß des deutschen Elements in Kanada vor allem Beachtung. Im Gegensatz zu der neueren Einwanderung in die Vereinigten Staaten ist die kanadische überwiegend deutscher und nordischer Natur. Abgesehen von den Reichsdeutschen sind es Deutsch-Russen und Deutsch-Amerikaner aus dem Westen der Union, die sich hier treffen und zum Teil zu geschlossenen Siedelungen zusammenfinden. Über 400 000 Deutsche, die über deutsche Schulen, Kirchen, Zeitungen und Vereine verfügen, erhalten dort reichlichen Zufluß von außerhalb und beginnen in diesem Lande der nächsten Zukunft ein Machtfaktor zu werden.

Zu den bedeutendsten Aufgaben gehört endlich die Förderung deutscher Kultur im fernen Osten, vor allem in China, dessen Aufrechterhaltung als selbstständiger Staat den russischen und japanischen Sondergelüsten gegenüber das gemeinsame Ziel der drei großen germanischen Nationen sein mußte. Die Förderung der deutsch-chinesischen Hochschule in Peking, der deutschen Medizinschule in Schanghai und einer Reihe anderer Einrichtungen, das ist eine Aufgabe, die man gar nicht ernst und umfassend genug angreifen kann. Gerade dort aber sollten die Auslandsdeutschen, die deutsche Wissenschaft, die Missionen und die Reichsregierung mit vereinter Kraft und ohne Rücksicht auf die sogenannte „Chinamüdigkeit“, wie vor einigen Monaten das Schlagwort lautet, vorgehen.

Überblickt man dieses ungeheure Feld der Tätigkeit, so liegt auf der Hand, daß es nicht in jeder Richtung mit dem gleichen Eifer von einem Verein bebaut wer-

„Ich —“ Sie lachte schrill und gewaltsam, wie man aus Angst lacht, mit abwehrnd erhobenen Händen.

„Ich habe auch einmal gestohlen — und dafür gefesselt.“ Er hielt sich an der Tischkante, um nicht zu fallen. Alles tanzte um ihn. Es war, als würde er von einer unsichtbaren Faust hin- und hergeschüttelt.

Die Frau stand steif mitten im Zimmer. „Du bist toll“, sagte sie tonlos.

Er atmete so heftig, daß es wie ein Aufschluchzen klang. Er streckte die Hand nach ihr aus.

Sie packte auf die bittende Hand. „Es ist ja nicht wahr...“ — „Es ist ja nicht wahr!“

Ihr Wimmern brachte ihn zu sich. Nun wußte er, was er getan hatte. Schwerfällig wandte er sich ab und ließ sich in den Schreibstuhlfuß sinken. Da verlor er das Gesicht in den Händen.

Im Dunkeln hinter ihm sah sie die Frau leise auf. Ihr Asteid rauschte neben ihm. Sie sagte ihn an den Schultern, als ob sie ihn rütteln wollte.

„Agathe!“ Er bewegte mechanisch den Kopf.

„Doch, doch — es ist wahr.“ Ihre Hände glitten von ihm ab.

„Wie ging das zu?“

Er richtete sich ein wenig auf. Durchs Fenster fiel ein Wasser Widerschein von der Schneedecke, die den Garten verhüllte. Die beiden Gesichter sahen faß und eingesunken aus im Dämmerlicht.

„Es war auch — Weihnachten. Noch in der Dachkammer. Wir hungerten da — drei Jahre, Mutter und ich. Sie war krank und wir froren und hatten nichts zu essen. Keine Freunde hatten wir und keine Hilfe. Die Krankheit hatte meinen Arbeitslohn verschlungen. Mutter froren die Kränken auf dem Gesicht — ah, was weißt du von solchem Elend. Da ging ich und nahm's von irgend einem Ladentisch, wo reiche Käufer Goldstücke hingabten. Aus Trost und Leid — und aus Not. Erst hat es niemand gemerkt im Gedränge, und Mutter bekam ein wenig Warmes und wir konnten Fleisch kochen zum Heiligabend. Aber dann fanden sie meine Spur — und da kam es eben; die Richter durften ja nicht anders — Gefängnis. — Das war der tiefste Punkt. Mutter starb darüber. Nachher schnellte mich das Glück in die Höhe; ich gewann Buben. Aber das Gespenst lief mit, überall, die Angst vor Entdeckung und Schmach — durch zwanzig Jahre — die mein Asteid, die Wein —“

Er griff mit der Hand in die leere Luft.

„Agathe —“

Die Frau war leise zur Tür hinausgeglitten.

Da sank er stöhnend in sich zusammen.

Es war Nacht geworden, als er sich aufrichtete. Die Glieder waren ihm schwer wie Blei und sein Kopf wußte wie nach schwerer Krankheit. Er tat ein paar Schritte vorwärts und schloß die Augen, daß er schwänkte. Mechanisch versuchte er, das Fenster aufzuschieben. Die Faust, mit der er den Riegel umfaßte, war schlaff, wie zerbrochen. Er fiel mit der Stirn gegen die Scheibe. Die Knie lieh ihm ein wenig Kraft. Der eine Flügel gab nach. Etwas strömte die Winterluft ins Zimmer. Der Fabrikherr atmete auf. Langsam kam ihm das klare Bewußtsein zurück. Sein Blick verlor sich in die blaue Nacht, während die Gedanken fieberhaft zu arbeiten begannen.

Was war es gewesen, was ihn zu dem wahnsinnigen Geständnis verleitet hatte? Nun war alles verloren. Diese Frau mit ihrer herben Reinheit konnte nicht vergeben. Er kannte sie doch... „Verzählt ist mir das Gefändel“, nun hatte er sie zerbrochen, sein Leben mit dem ihren... Ihre Liebe — liebte sie ihn denn? Er mußte sich sagen, daß er es im Grunde nicht wußte. Sie war sein geworden mit jener kühlen Gelassenheit, die sie nie verließ; sie hatte zu ihm gehalten, still und selbstverständlich, hatte ihm gegeben, was er begehrte, war ihm nicht nahe gekommen und nicht fern geblieben, leidenschaftlos und in sich selbst ruhig. Liebte sie ihn? Er hatte sie auf Händen getragen und mit Parteilichkeit umgeben, erfüllt von einer unbewußten demütigen Dankbarkeit, heimlich erschrocken über jedes raue Wort, das ihm im jähren Stimmungswandel des Alltags entflohen. Sie küßte ihn nie. Sie achtete ihn und kannte kein kleinliches Verleihen. Vielleicht berührte es sie gar nicht — denn Liebe ist weich und verwundbar; aber sie liebte ihn wohl nicht. Liebe vergibt, Liebe löst jeden Makel aus, Liebe ist wie ein reinigendes Feuer, das die Säulen verzehret, damit die Wunden heilen können.

Brennend stieg es in ihm auf. Ach, wenn sie ihn freigesprochen hätte in der schrecklichen Stunde der Erkenntnis. Wenn ihr Herz sich ihm geöffnet, dem Gehehlen die Heimat aufgetan hätte! Wußte sie denn nicht, daß die Kraft der Erlösung in Frauenhänden liegt? Mutter seines neuen Lebens, Gottheit seines höchsten Heiligtums wäre sie geworden, all sein Bestes hätte sich an sie geklammert, zur Freiheit und Freude hätte sie ihn emporgerissen aus der Niedrigkeit seiner geheimen Schande.

Aber sie hatte ihn verstoßen; sie war von ihm gegangen

wie von einem Verfehlten; die Tür war zwischen ihnen ins Schloß gefallen, die Nacht lag zwischen ihnen — die Weihnacht ohne Liebe.

Der grelle Glodenton der Fabrikuhr schnitt durch die klare Luft.

Elf Uhr.

Unwillkürlich zählte er die Schläge. Söhnlich und köhnlich stand plötzlich die Wirklichkeit vor ihm. Der heilige Abend war vorbei.

Jenseits der Straße blühten die Lichter des Wirtshauses zwischen dem kalten Gestrüpp der Kletterrosen auf, die das Parkgitter umwucherten. Dort feierten die lebigen Arbeiter ihr Fest. Man hörte Bruchstücke von Volksliedern mitsingend und inbrünstig herüberhallen, wenn sich die Tür für Augenblicke öffnete. Im Dorf waren die kleinen Lichterbäume wohl längst erloschen. Wo der Kinderjubiläum und die Freude der Erwachsenen eins waren, lag alles schon in tiefem Schlummer.

Auch im Hause war es ruhig; eine dunkle Gestalt schlüpfte die Treppe hinab über den Hof. Er sah ihr nach — ein Mädchen, das sich zum Liebschen hielt, dachte er, und seine Mundwinkel zuckten. Jäh kam sein Blut in Aufruhr. Es schüttelte ihn. Die gespannte Feiertagsstimmung des Morgens lautete plötzlich über allen dunklen Erlebnissen wieder auf. Wie hatte er mit tausend Vorbereitungen um ein wenig Wärme gewonnen, gehofft auf die Freude des Abends, auf die Erregtheit der Überraschung. —

Krachend flog das Fenster zu. Der Fabrikherr rampte durch die Stube; in der Dunkelheit warf er einen kleinen Tisch mit Rauchzeug um; er hörte kaum die metallenen Geräusche klirren. Er rief die Tür zum Nebenzimmer auf. Es war finster, die Türen geschlossen. Dort am Pfeiler mußte der geschmückte Tannenbaum stehen; der Dargdurst quoll ihm entgegen; ein wenig Ofenglut spiegelte sich in den Metallfüßen, die in den Zweigen hingen.

Der Mann stöhnte laut. Er tastete sich vorwärts. Hier stand der verhüllte Tisch mit den Geschenken für Agathe, — daneben hatte sie ihm aufbauen wollen —, am Fenster waren die Tische für die Diensteute aufgestellt; dort hatte er für den trübsüchtigen kleinen Laufjungen, für den Dieb —

Ag! Siedend schlug ihm die Luft ins Gesicht. Was suchte er noch hier — der Gedächtnis, den kein Weihnachtsbaum mehr vom Bannfluch erlöste, dem sich die Liebe versagte, weil er ihrer nicht würdig war. Sie ließ ihn allein in der Finsternis, ließ die Nacht der grenzenlosen Erbarmung und Liebesfülle verstreichen ohne ein gutes Wort...

Sollte er nun gehen und das Haupt beugen unter ihrem harten Urteilspruch? Sollte er betteln gehen um ihr Ge-

den kann, der naturgemäß nur über beschränkte Mittel und verhältnismäßig wenige Arbeitskräfte verfügen kann. Wenn sich nun auch im Lauf der Zeit eine gewisse Arbeitssteigerung vollzogen hat, so zeigt doch der Augenschein, daß die nach Übersee überlieferten Beträge wenig bedeutend sind. Die Gesamtsumme belief sich im Jahre 1912 nur auf 48 747 M. Für jede gesunde Überlegung ergibt es sich, daß hier, wo es sich um die Mittel für Schulen, die zugleich mit wirklich guten Bibliotheken ausgerüstet werden sollten, die Reichsregierung in der Hauptfache eintreten muß. Sie allein hat auch die Macht, den Krebschaden der deutschen Auslandsschule, den ewigen Wechsel des Lehrpersonals, durch eine weitberzogene und großzügige Regelung der Personalverhältnisse radikal zu beseitigen. Es bleibt dann für private Bestrebungen noch immer eine außerordentlich große Aufgabe übrig, deren Lösung für die staatlichen Instanzen selbst beim besten Willen unmöglich wäre. Das gilt namentlich von der Haupttätigkeit des Vereins, die nach wie vor dem wichtigsten Aufgabenposten des Deutschturns überhaupt, unseren Brüdern in Österreich, zugute kommen muß. Auch hier gibt es fürwahr eine ganze Reihe von Kriegsschaublätern, die fast alle gleichwertig sind. Da die Grenzprovinzen im Reich der Stammesgemeinschaft und den wirtschaftlichen und kulturellen Interessen nach den Nachbarn jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle sich am engsten verbunden fühlen, macht es sich ganz von selbst, daß sie sich ihr bevorzugtes Arbeitsfeld in der Nähe suchen.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, gewinnt die Überfahrt über die vom Hauptverein, von den Landesverbänden und von den Ortsgruppen gezahlten Unterstützungen großen Reiz, doch kann hier nicht mehr auf diese interessanten Zusammenhänge eingegangen werden. Erwähnt soll nur werden, daß von der sehr hohen Summe, die die werktätigen sächsischen Patrioten aufbringen, fast die Hälfte nach Böhmen, Mähren und Schlesien geht, während der gleichfalls bedeutende Beitrag Hamburgs ganz und gar in Übersee verwandelt wird. Von der Gesamtsumme von rund 227 253 M., die 1912 zusammengebracht wurde, kamen nach den eben genannten drei Südetenländern nicht weniger als 52 378 M., nach Galizien und der Bukowina, wo das Volksschulwesen in der Neubildung begriffen ist, gelangten 13 103 M. Für Tirol, dem viele Reichsdeutsche liebe Erinnerungen bewahren, wurden insgesamt 20 859 M. verausgabt. In manchen Gegenden der südöstlichen Alpenländer ist es dank sehr energischer längerer Schularbeit um das Deutschturn und seine Fortschritte nicht schlecht bestellt. Nur in Krain sieht es schlimm aus, wo das Gottscheer Vöndchen völlig isoliert liegt, für dessen Studentenheim gerade hier in Wiesbaden vor einigen Jahren ein größerer Stipendienfonds angesammelt wurde. Die Unterstützung dieser südböhmischen Alpenländer stellte sich auf 8994 M. In Bosnien galt es vor allem, die ländlichen Stellungen im Kampf gegen das erstarkende Südslawentum durch Gründung von Raiffeisenvereinen widerstandsfähiger zu machen. Im ganzen wurde hier im Jahre 1912 ein Betrag von 10 831 M. aufgewandt. Für die übrigen Gebiete Europas blieben leider nur noch insgesamt 8667 M. übrig.

Die letzte Seite des Geschäftsberichts bietet eine Ehrenliste deutscher Männer und Frauen dar, die durch Stiftungen oder Vermächtnisse diesem so notwendigen und umfänglich geleiteten Verein ihre wertvolle Teilnahme bezeugt haben. Da findet man hohe Summen und kleinere Beträge bis zu 1000 M. herab. Alle Berufsstände sind vertreten, besonders zahlreich begegnen sich Kaufmänner, dann Juristen, Ärzte, Kaufleute usw. und als einziger Universitätsprofessor

bisher ein Vermächtnis des bekannten Pädagogen und Philosophen Friedrich Naumann. In diesem großen Erinnerungsjahr aber, das jeden Patrioten zur inneren Einkehr auffordert, sollten die Deutschen, die ruhig und sicher innerhalb der schirmenden Grenzen des Reichs sitzen, sich stärker als sonst der Pflichten bewußt sein, die sie den Stammesgenossen in der Fremde gegenüber noch zu erfüllen haben, denen nicht ein so freundliches Los gefallen ist. Wer daher noch nicht dem Deutschturnverein beigetreten ist, der möge sich dazu bewegen lassen, in Erinnerung an jene große Zeit und in dankbarer Verehrung für die Helden, die vor hundert Jahren ihr Gut und ihr Blut einsetzten für die nationale Zukunft unseres Volkes.

Die deutsche Marine 1913.

Der Ausbau der Flotte und die wachsende Personalstärke machen eine Erweiterung der Marineteile notwendig und so hat im letzten Jahre die Neuorganisation von Kompagnien stattfinden müssen. Bei der Torpedo-Division in Wilhelmshaven wurde eine 4. Abteilung, die aus der 7. und 8. Kompagnie besteht, gebildet und bei der 2. Matrosen-Artillerie-Abteilung in Wilhelmshaven eine 5. Kompagnie, die in Bangerog untergebracht worden ist. Das 3. Stammesbataillon wurde von Wilhelmshaven nach Cuxhaven verlegt. Die Bildung einer Marine-Luftschiff-Abteilung und einer Marine-Flieger-Abteilung erfolgte, um der Luftfahrt zur See größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Auch die Zahl der Marineanstalten hat sich vermehrt. In Neumünster wurde eine Funkstation errichtet, die als Vermittlungsstelle zwischen den in der Nordsee und in der Ostsee liegenden Schiffen der Marine dient. In der Ederförder Bucht wurde ein Torpedoschießstand eingerichtet, da die vorhandenen bei den wachsenden Schiffsweiten nicht mehr genügen. Die in Kiel-Wik gebaute Ingenieur- und Deffizierschule eröffnete im Herbst d. J. den Betrieb.

Im Laufe dieses Jahres liefen sechs Kriegsschiffe vom Stapel. Es waren die Linienschiffe „König“, „Großer Kurfürst“ und „Markgraf“, die großen Kreuzer „Derfflinger“ und „Lützow“ und der kleine Kreuzer „Graudenz“. Von den Schiffen, die Probefahrten machten, erzielte der Panzerkreuzer „Seydlitz“ die höchste Geschwindigkeit, die jemals von einem deutschen Kriegsschiffe erzielt worden ist. Kreuzer „Strasburg“ lief auf seiner Probefahrt über 28 Knoten und erreichte damit ebenfalls ein glänzendes Ergebnis.

Die Hochseeflotte wurde nach dem Rücktritt des Admirals v. Holtendorff von dem Admiral von Ingenohl geführt. Den Übungen im Mai mochte König Friedrich August von Sachsen, den Herbstmanövern der Herzog der Abruzzen bei. Im Sommer machte die Flotte eine mehrtägige Reise nach den norwegischen Gewässern. Nach Beendigung der Manöver ging aus der 5. Division das 3. Linienschiffgeschwader hervor. Es wird die Aufgabe der nächsten Zeit sein, diesen Flottenteil auf die gleiche Zahl von Schiffen zu bringen, wie sie die beiden anderen Geschwader besitzen. Die Hauptkraft der Marine wird alsozeit in der Hochseeflotte vereinigt sein müssen. — Das Lehrgeschwader wurde auch in diesem Jahre zu zwei Übungen formiert. In diesem Winter konnte zum ersten Male eine 7. Torpedobootsflottille gebildet werden. Die Vermehrung der Unterseeboote machte die Formierung zweier Halbflottilen möglich. Die Unterseebootsflottilen sollen in derselben Weise gegliedert werden wie die Torpedobootsflottilen.

Das ostasiatische Kreuzergeschwader unter dem Befehl des Vizeadmirals Grafen v. Spee machte eine Kreuzfahrt nach Niederländisch-Indien und den Besitzungen der Südsee, da es sich als zweckmäßig erwies, in ferneren Gebieten hin und wieder auch große Schiffe die Flagge zeigen zu lassen. Wiederholt wurde die Entsendung von Schiffen zum Schutz der deutschen Interessen notwendig, namentlich gelegentlich der Unruhen. Der Zwischenfall des Kreuzers „Emden“ mit chinesischen Rebellen auf dem Kanaltsee hatte keine größere Bedeutung. Das deutsche Schiff vernichtete durch einige scharfe Schüsse die Befestigung der Rebellen, die sich das Vergnügen gemacht hatten, auf den deutschen Kreuzer zu schießen.

Auf der afrikanischen Station kamen keine besonderen Ereignisse vor. Dagegen machten die Ereignisse in Mexiko die Heranziehung deutscher Kriegsschiffe notwendig. „Bremen“, die schon auf der Heimreise begriffen war, mußte wieder nach der amerikanischen Ostküste zurückkehren und sich des Schutzes der Deutschen annehmen. Von Ostafrika wurde der Kreuzer „Münsterberg“ nach der mexikanischen Westküste geschickt, da auch dort deutsche Interessen gefährdet zu sein schienen.

Die seit Jahresfrist bestehende Mittelmeerdivision wurde zeitweise durch die Kreuzer „Dresden“ und „Strasburg“ verstärkt. Ein Landungskorps der „Breslau“ stellte 100 Mann zur Befähigung von Skutari, bis die Truppe durch ein Detachement der Marine-Infanterie ersetzt wurde. Für das Ansehen Deutschlands in den Mittelmeer- und Balkanländern ist die Unterhaltung des Geschwaders im Mittelmeer von erheblicher Bedeutung.

Auch die kürzlich begonnene Reise der Atlantik-Division nach Westafrika und Südamerika ist in ihrer politischen Bedeutung nicht zu unterschätzen, wenn der eigentliche Zweck der Fahrt auch die Erprobung der neuen Schiffe auf dem Ozean ist.

Drei schwere Unfälle hat die Marine zu beklagen. Der Untergang des Torpedobootes „S 178“ bei Helgoland vernichtete 69 blühende Menschenleben. Er erweckte ebenso die lebhafteste Anteilnahme wie der Untergang des Marine-Luftschiffes „L 1“ bei Helgoland und die Explosion des Marine-Luftschiffes „L 2“ bei Johannisthal. Die Opfer, die die Marine in diesem Jahre gefordert hat, sind besonders schwer. Das kann und wird aber die Marine nicht irrt machen, in treuer Pflichterfüllung stets alles daran zu setzen, um die Aufgaben zu erfüllen, die ihr in ernster Friedensarbeit obliegen.

Politische Übersicht.

Unsere Militärmission.

O Berlin, 23. Dezember.

In hiesigen politischen Kreisen wird die Behauptung eines Pariser Blattes, daß man in Berlin und Konstantinopel geneigt sei, die Verhandlungen mit dem Petersburger Kabinett über die deutsche Militärmission wieder aufzunehmen, als irreführende Erklärung bezeichnet. Es liegt keine Veranlassung dazu vor, eine Angelegenheit, die als erledigt zu gelten hat, durch Initiative von deutscher Seite wieder in Fluß zu bringen. Eine weitere Meldung aus Petersburg besagt, General Liman v. Sanders habe in Konstantinopel erzählt, daß ihm der Kaiser vor seiner Abreise bemerkt habe: „Reisen Sie nur nach Konstantinopel und seien Sie ruhig. Sie werden sich von dort nicht wegzurühren brauchen.“ Was diese Darstellung betrifft, so ist man hier nicht in der Lage, sie dem Wortlaut der Erzählung nach zu bestätigen, aber die dem

harmen — daß sie ihn noch tausendmal tiefer verachtete? Sollte er stehen — wie schon einmal — stehen, was sein war — sehen, was der Wille gegen das Urteil vermag?

Ihm war schwer und feurig zu Sinn. Der Horn der Bergweiserung packte ihn gegen die Frau, die alle Macht in Händen hatte und ihn geriet wie einen kahlköpfigen Baum. Seine Gedanken waren ein wirres Knäuel von Abscheu, Verzweiflung und leidenschaftlichem Lebenswillen.

Er hastete aus dem Zimmer. In den Korridoren war es kalt und zugig. Die Eingangstür mußte offengeblieben sein. Aber er kümmerte sich nicht darum. Er kam die Treppen zum oberen Stockwerk empor. Das Schlafzimmer seiner Frau stand offen; eine Kerze brannte auf dem Spind. Das Bett war noch zugelegt, aber verwühlt, als hätte ein zuden Körper sich in Krämpfen auf den Kissen gewunden. Agathe's Pelzwerk lag über einem Stuhl, nur der weite Fahrmantel war nicht dabei. Die Schubladen des Spinds waren aufgerissen, Seidentücher und Handschuhe schweiften halb herausgegeret am Boden; ein glitzernder Kasten aus getriebener Silber, den Agathe nie von sich ließ, stand geöffnet neben der Kerze. . . .

Der Mann stieß einen Schrei aus. Mit gitternden Händen griff er nach den gefalteten Papierblättern, die rings um den kleinen Schrein verstreut lagen — Briefe — seine Briefe aus langen Jahren, angefüllt mit Worten der Liebe, verheißenen Witten seiner Erlösungssehnsucht — frische Tränen auf den engbeschränkten Seiten. . . . Sein Herz begann wie rasend zu klopfen.

Was war hier geschehen? War das ein Abschied? Hatte sie vergebens versucht, Licht zu schöpfen aus diesen stummberebten Zeugen seines Lebens — und war gegangen, erlöst in ihrem letzten göttlichen Gefühl für ihn? Hatte sie die Gedächtnisse ihrer Ehe hier noch einmal durchlebt, getrieben von plötzlich erwachter Wärme, von dem Willen zu verstehen? Hatte sie vergessen? War's möglich, daß sich ihre Härte, ihr Abscheu gebogen hätten vor der Allgewalt einer Liebe, die den Geliebten nicht mehr lassen kann? Die ihr Selbst preisgibt, sich opfert, Zug um Zug, bis sie durch Überwindung zur Heilandskraft heranwächst? Hatte ihm der Heiligabend die Erlösung gebracht?

Aber wo war sie dann? Das Zimmer war leer. Er nahm die Kerze und begann in fiebernder Hast alle Räume zu durchsuchen. Seine Hände flogen, so daß die Wachs Tropfen wie große Tränen auf die bronzenen Leuchterscheiben fielen.

Überall war es stille und leer. Im Oberhof hörte er hinter verschlossenen Türen die Rädchen kichern.

Er irrte von Stube zu Stube. Umsonst. Müde und zerfallen klagte er die Treppe wieder herab. Da hörte er sprechen — flüstern nur, aber er erkannte Agathe's Stimme.

Er stand minutenlang ganz starr. Dann drückte er die Kerze aus, schob den Leuchter auf den Treppenaufgang, rief die Tür zum Weihnachtszimmer auf — und taumelte zurück. Durch die offene Haustür drang das Geläut der Mitternacht herein. Strahlender Lichterglanz brach ihm aus der Stube entgegen. Der Christbaum flimmerte über den weißgeputzten Giebeln. Am Fenster stand nur noch ein kleiner Aufbau. Ein stämmiger Junge mit rotgemeinten Augen und lachendem Mund hantierte dort zwischen Pfeffermüssen und allerhand Geckereien.

Und eine weißgekleidete Frau streckte — zum ersten Male in ihrem Leben — beide Hände nach dem Mann aus:

„Wie wollen es von heute ab gemeinsam tragen . . .“

„Agathe“, sagte er erschüttert.

Sie lächelte unter seinem Kuß.

„Es war härter als ich — Weihnachten und meine Liebe —“.

Der Dichter von Dreizehnlinden.

(Zum 100. Geburtstag von F. W. Weber, 25. Dezember.)

Von Dr. Paul Landau.

So mancher Dichtersmann gilt nur als Schöpfer eines Werkes, aber das ist jumeist eine Jugendarbeit, die ihm in der Folge freier Kraft und leichten Rates die freundliche Ruhe in den Schöpfung. Daß aber einer, der von der Gymnasialzeit an ununterbrochen und doch durchaus nicht dilettantisch geschäftet, mit 65 Jahren sein erstes und zugleich das Werk, das ihm den Ruhm bringt, veröffentlicht, das ist der einzigartige Fall des „Dreizehnlinden-Weber“, zugleich ein vollständiger Beweis für die Ursprünglichkeit und Schärfe dieses Talentes, das gleichsam unterirdisch ein ganzes langes Menschenleben stets neue Reime und Blüten geerntet, ohne daß die strenge Selbstkritik des Dichters sie ans Licht gelangen ließ.

Weber bestand 1840 seine Staatsprüfung und war wohlbestellter Arzt. Ein „Angehöriger“ nennt er schon früh eine Ballade, die manchen anderen Jüngling veranlaßt hätte, einen zweiten Stoß in sich zu wälzen, und die „Vieder aus Teutoburg“ verlaßt er als „Kling, Klang, Klingspiel und Reimer“. Dazu kam als ein zweiter Wessenszug, der ihm den jungen Lorbeer als trügerisch erscheinen lassen mochte,

die ernste männliche Grundstimmung, die sich zeitig dem Zweifel stellte. Den Abiturienten schon hatte ein schweres Augenübel befallen; man hatte ihm den Tod mit 24 oder 25 Jahren prophezeit. Im besten Alter, in den Jahren seiner aufstrebenden Tätigkeit als Arzt, war er krank, und das Leiden häuferte ihn.

So verfloß sein Leben wie das eines guten und tüchtigen Tatmenschen, der im engeren Kreis eines innigen Familienlebens und im weiteren seines öffentlichen Wirkens wader an seiner Stelle steht. Die dumpfe Epoche, die dem „tollen Jahre“ 1848 folgt, entlockt ihm pochen politische Lieder der Anlage im Tone Herweghs; die Siege von 1870 feiern er in volkstümlich prächtiger Weise; seine Ehe gibt ihm innige Gedichte ein, in denen „Liebe Leitetin“ ist, „nicht die matte, weiche, schmachtende, nein, die starke, lodderachtende; nicht die eifersüchtige, hassende, nein, die versöhnende, mitleidig-fassende; nicht die rote, flammende Nase, nein, die weiße, die mattenlose.“ Seine helfende Sorge für die Kranken und Armen spricht sich in dem verheißenden Nachschaffen fremden Leides und fremder Not aus, aber über alles Vergewisselt trägt ihn sein Glaube hoch empor. So war er alt geworden, volle 57 Jahre, bevor er dem Gedanken an ein größeres Werk nahe trat. In den Jahren 1876 und 1877 wurde dann die Dichtung „Dreizehnlinden“ in jugendlichem Feuer, in einer Schwung der Phantasie, wie wenn ein lang gestauter Bergstrom plötzlich losbricht, niedergeschrieben; das Manuskript legte er zu Weihnachten 1877 der Tochter unter den Christbaum. Als das Epös ein Jahr darauf erschien, hatte es einen ungeheuren Erfolg und machte seinen Verfasser mit einem Schlage berühmt. Auch weiter blieben ihm die Muse und das Publikum treu. Die „Gedichte“, die 1882 herausgekommen, — der eigentliche poetische Ertrag seines Lebens — offenbaren erst den ganzen dichterischen Reichtum seiner Natur, befehligen und rechtfertigen den Ruhm, den ihm sein historischer „Sang“ eingetragen, und sein letztes Werk, die poetische Erzählung „Goliath“, zeigt den fast 80jährigen wieder von einer neuen Seite, als einen tragischen Jüngling von wehmütiger Anmut und herber Größe. So blieb diesem „Spätling Apolls“ die Gabe des Gefanges, die er so sorgsam pflegt und so tren durch alle Stürme und Hemmnisse des Lebens getrieben, bis zuletzt tren, und als er am 5. April 1894 starb, endete ein Dichterdasein, das an die weihnachtliche Stunde seiner Geburt gemahnt; wie in der Christnacht nach altem Volksglauben die Blüten sich entfalten, so war auch hier aus dem greisen Winter des Alters die herrlichste Frucht entsprossen.

Kaiser zugeschriebene Äußerung wird der Auffassung, die hier in der Frage der Militärmission herrscht und naturgemäß herrschen muß, jedenfalls entsprechen. Als blanke Erfindung muß die Behauptung eines Wiener Blattes zurückgewiesen werden, wonach die Portenregierung den deutschen Instruktoren ein weiteres Armeekorps, und zwar in Anatolien, zur Ausbildung übergeben wird. Von einer solchen Ausdehnung der Obliegenheiten unserer Militärmission war nie die Rede, es ist auch nicht anzunehmen, daß es in nächster Zeit zu Verhandlungen in dieser Richtung kommen wird.

Ein russisches Dementi zur Frage der deutschen Militärmission.

Wb. Petersburg, 23. Dezember. Die „Petersburger Telegraphen-Agentur“ ist ermächtigt, die Meldung der ausländischen Presse kategorisch zu dementieren, wonach der russische Botschafter in Konstantinopel in einer Unterredung im Zusammenhang mit der Frage, betreffend Vollmachten der in türkische Dienste berufenen deutschen Generale, Kompensationen gefordert habe. Eine solche Unterredung hat nicht stattgefunden und hätte auch dem gegenwärtigen Stande der Verhandlungen nicht entsprochen.

Deutsches Reich.

* Ein Wechsel im Vorsitz des preussischen Lehrervereins. Der Vorsitzende des preussischen Lehrervereins Rektor A. Reihmann in Magdeburg tritt zum Jahresanfang aus Gesundheitsrücksichten von der Leitung des Vereins zurück. Reihmann, der im 63. Lebensjahre steht, hat den Vorsitz im Jahre 1902 übernommen. Die Wahl seines Nachfolgers wird auf dem preussischen Lehrertag in Posen am 28. und 29. Dez. erfolgen.

— Vom Reichsverband der Vereine der national-liberalen Jugend wird uns geschrieben: „Der geschäftsführende Ausschuss des Reichsverbands der Vereine der national-liberalen Jugend hat nach einer Besprechung der politischen Lage nach den Vorgängen in Bayern die Entschliessung gefasst: „Gerade, weil wir aufs allerhöchste jedes Bestreben, unsere Armeegutachten und ihre Stellung in unserem Volksleben zu erschüttern, verurteilen, stimmen wir der Haltung der national-liberalen Fraktion des Reichstags und ihrer Führer Bassermann und Baasche aus vollem Herzen zu. Wir stehen in den Ausführungen der beiden Redner das von tiefstem vaterländischen Gefühl getragene Bestreben, unserem deutschen Heer seinen Charakter als Volksherr im besten Sinne zu wahren und zugleich den deutschen Rechtsstaat zu schützen. Die Fraktion hat sich der schwierigen Situation voll gewachsen gezeigt und sich den Dank aller national und liberal Denkenden in vollstem Maße erworben.“

Heer und Flotte.

Vorzügliche Leistungen deutscher Funkprüfanlagen. Der Kreuzer „Nürnberg“ vom ostasiatischen Kreuzergeschwader, der sich zurzeit an der Westküste von Mexiko befindet, hat im November auf der ostasiatischen Station bemerkenswerte Reichweiten im funktelegraphischen Verkehr erzielt. „Nürnberg“ erhielt einwandfreie drahtlose Nachrichten von der deutschen Funkprüfanstation Nauru im australischen Archipel auf einer Entfernung von 5000 Seemeilen und von der deutschen Funkprüfanstation Kap Jopar auf einer Entfernung von 6800 Seemeilen. Auch die Funkprüfanstation Tsingtau hat im Verkehr mit den Kriegsschiffen des Kreuzergeschwaders sehr günstige Ergebnisse aufzuweisen. Im wechselseitigen Verkehr zwischen Küstenstation und Schiffstation wurden Reichweiten bis zu 2800 Seemeilen erzielt, im einseitigen Verkehr von der Küstenstation zur Schiffstation Reichweiten bis zu rund 4000 Seemeilen.

Das Marine-Flugboot. Die kaiserliche Marine hat soeben ein kuratistisches Flugboot neuester Bauart erworben. Dasselbe wird noch in diesem Monat auf der Marineflugstation Pabig eintreffen, um noch weiter von der Marine-Fliegerabteilung gründlich erprobt zu werden.

Der Kreuzer „Dresden“ wird am 27. Dezember die Ausreise nach Amerika antreten.

Schiffsbewegungen. Eingetroffen sind S. M. S. „Cormoran“ am 10. Dezember in Saigon (Maranen) und am 23. Dezember in Hongkong (Hankow) S. M. S. „Leipzig“ am 22. Dezember in Samboanga (Philippinen).

Deutsche Schutzgebiete.

Die Leitung der Beschaffungstelle für die Schutzgebiete. Aus dem Reichskolonialamt ist das „Büro für die Beschaffung der Schutzgebiete“ (Büro für die Beschaffung der Schutzgebiete) als Nachfolger des in den Dienst der Boermann-Linie übergetretenen Finanzrats Pohl übertragen worden. Hofrat Risse wurde zum Bureauvorsteher des Reichskolonialamts ernannt.

Ausland.

Österreich-Ungarn.

Die Erhaltung des Deutschums in Österreich. Wie die „Salzburger Chronik“ erzählt, ist dem Niederösterreichischen Landesausschuss von den vier reindeutschen Kronländern Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg der Antrag zugegangen auf gemeinsame Ausübung der nationalen Schutzgesetzgebung zur Erhaltung des Deutschums in Österreich. In der dritten Januarwoche soll eine gemeinsame Besprechung der Mitglieder der vier Ländervertretungen in Salzburg stattfinden.

Belgien.

Das Gesetz betr. Pensionierung invalider Bergarbeiter. Brüssel, 23. Dezember. Die Kammer nahm das Gesetz an, das die Pension für die Bergarbeiter auch denjenigen invaliden Bergarbeitern zufließen läßt, die nicht die vorgeschriebene Altersgrenze erreicht haben.

Frankreich.

Ein demokratischer Lehrerverein. Paris, 23. Dezember. Die dem Syndikat angehörigen Lehrer des Seine-Departements haben anlässlich der von dem Präsidenten der Republik und dessen Gemahlin für die Pariser Schulfestlichkeiten veranstalteten Weihnachtsfeier einen Beschlus antrag gefasst, in dem sie gegen diese Veranstaltung Ein-

spruch erhoben, welche an das Vorgehen der römischen Kaiser erinnere, die zur Sicherung ihrer Popularität dem Volk Unterhaltungen boten.

Afrika.

Die spanischen Verluste bei dem letzten Kampf in Marokko. Madrid, 23. Dezember. Wie aus Tetuan gemeldet wird, sind in dem Kampf am 19. Dezember auf spanischer Seite zwei Offiziere und fünfzehn Mann gefallen.

Asien.

China wünscht die Zurückziehung der fremden Truppen aus Tschili. Peking, 23. Dezember. China teilte seinen Vertretern im Ausland telegraphisch mit, daß es jetzt, nachdem die Ordnung wiederhergestellt sei, im Interesse der dauernden Aufrechterhaltung der Ordnung es würdigen werde, wenn die Mächte dem Vorschlag Russlands zur Zurückziehung der fremden Truppen aus Tschili folgen würden. China wies seine Vertreter an, sich über die Ansichten der Mächte in dieser Richtung zu vergewissern.

Nordamerika.

Ein Antrag gegen die freie Durchfahrt amerikanischer Schiffe durch den Panamakanal. Washington, 23. Dez. Der Vorsitzende des Handelskomitees Adamson brachte heute im Repräsentantenhaus eine Resolution ein, in der vorgeschlagen wird, die Bestimmung des Panamakanalgesetzes, welches amerikanischen Küstenfahrzeugen freie Durchfahrt gewährt, bedingungsweise außer Kraft zu setzen.

Die Geldumlaufbill wird vertagt. Washington, 23. Dezember. Die Geldumlaufbill ist vom Repräsentantenhaus angenommen und wird wahrscheinlich heute vom Senat angenommen werden. — Nach einer weiteren Meldung ist die Geldumlaufbill vom Präsidenten bereits unterzeichnet worden. Nach Annahme der Geldumlaufbill brachte Senator Williams einen besonderen Gesetzentwurf für die Versicherung von Bankdepots ein, der die in der Geldumlaufbill gestrichenen Garantiestimmungen ersetzen soll. Der Entwurf wird im Senat nach der Wiederaufnahme der Sitzungen am 12. Januar zur Beratung kommen.

Zur Lage in Mexiko. Washington, 23. Dezember. Hier ist bekannt geworden, daß für Huerta bestimmte Waffen und Munition von hier über Europa nach Mexiko verschifft wurden. — Veracruz, 23. Dezember. Die Nationalbank ist zum Zweck der Bilanzauflistung geschlossen worden.

Zeitungsschau.

Zu den Äußerungen des Berliner Polizeipräsidenten v. Jagow schreibt das führende Zentrumorgan, die „Köln. Volksztg.“:

„Daß Herr v. Jagow in irgendeiner Form debattiert wird, ist zweifellos, wenn auch nur, um zu verhüten, daß aus der Privatmeinung des Herrn v. Jagow von jenen, die weniger scharf unterscheiden, Schlüsse auf die Korrektheit der Auffassung in den amtlichen Berliner Stellen gezogen werden. Wir glauben, daß die maßgebenden Staatsmänner über das Auftreten v. Jagows ebenso denken wie wir. Nicht wenige im Volke dürften in der Erklärung des Herrn v. Jagow etwa das Pronuntiamiento des „starken Mannes“ erblicken, den gewisse, wenn auch eng begrenzte Kreise als den Nachfolger des Herrn v. Bethmann wünschen. Vielleicht ist der Erfolg seines Vorgehens ein ganz anderer, als ihn diese Politiker wünschen, und nicht v. Jagow, sondern Bethmann erweist sich als der starke Mann, der Ordnung hält im Staate und gegen jedermann, auch gegen v. Jagow, zur Geltung bringt das preussische saum caque.“

Die rechtsnational-liberale „Magd. Ztg.“ schreibt u. a.:

Die Äußerungen des Herrn v. Jagow und mehr noch die Veröffentlichung der Äußerungen sind sicherlich als verfehlt anzusprechen. Es ist zu bedauern, daß von der Redaktion der „Kreuzzeitung“ der Verfasser nicht auf die vorläufigen Folgen einer derartigen prononcierten Stellungnahme eines hohen Verwaltungsbeamten aufmerksam gemacht worden ist. Es ist selbstverständlich, daß Beamte an weithin sichtbarer Stelle die gebotene Reserve in einem Falle, wie in dem vorliegenden, wahren. Gegen diesen Grundsatze hat Herr von Jagow — mit Hilfe der Redaktion der „Kreuzzeitung“ — verstoßen. Daß es etwas ganz anderes ist, wenn die Presse als Vertreterin des öffentlichen Gewissens einen Fall wie das Straßburger Gerichtsverfahren gegen Herrn von Forstner in Ausübung ihres guten Rechtes befragt, braucht wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden.

Die „Liberalen Korrespondenz“ schreibt unter anderem:

Das stürzte Stück in der Reihe der konservativen Auflehnungen gegen das Straßburger Urteil ist aber der Brief des Berliner Polizeipräsidenten v. Jagow. Daß ein hoher Beamter es wagen kann, gegen eine Gerichtsentscheidung Stellung zu nehmen und einem anderen Gericht vorzuschreiben, welche Haltung es seinerseits einzunehmen habe, daß er von einer deutschen Stadt sprechen kann, sie liege „fast in Feindesland“, das hätte man bis gestern für absolut unmöglich gehalten. Denn die Zurückhaltung der preussischen Beamtenchaft allen Entscheidungen anderer Behörden gegenüber war bis jetzt geradezu sprichwörtlich; und es ist ja auch undenkbar, daß in einem geordneten Staatswesen politische Beamte richterliche Entscheidungen in der Weise kritisieren, wie es hier Herr v. Jagow getan hat, und daß sie sich in Gegensatz stellen zu den Intentionen ihrer eigenen Vorgesetzten. v. Jagow, der ein Mitglied der Zivilbehörden ist, erklärt sich solidarisch mit den übermilitärischen Freuden und setzt sich sozusagen an die Spitze der konservativen Opposition gegen die eigene Regierung. Er erklärt den Offiziersstand für den „bühnenhaften Beruf“ und stigmatisiert damit alle anderen bürgerlichen Berufe, obwohl er einem derselben doch selbst angehört, als minder bühnenhaft und angesehen; er beleidigt eine urdeutsche Stadt, indem er ihr den Charakter beilegt, sie liege fast in Feindesland. Er gibt den Gerichten juristische Belehrungen, die sich auf den ersten Blick als völlig verfehlt erweisen; und er erlaubt sich, den maßgebenden Körperschaften die eventuelle Änderung bestehender Gesetze im Sinne eines härteren Schutzes der Sittlichkeit anzubieten.

Das ist etwas geradezu Unerhörtes. Man fragt sich unwillkürlich: wäre diese Politik auf eigene Faust unter

einem der früheren Reichskanzler möglich gewesen? Was hätte z. B. Bismarck getan, wenn der Berliner Polizeipräsident den unaussprechlichen Versuch riskiert hätte, sich selbständig in gegnerischer Form in die Politik der Regierung einzumischen? Zweifellos wäre noch in derselben Nacht die Suspension eines solchen Beamten erfolgt.

Was aber tut Herr v. Bethmann-Hollweg? Die nächsten Tage müssen irgend eine Entscheidung bringen; denn es ist wohl unmöglich, daß das Auftreten des Herrn v. Jagow keinerlei Konsequenzen nach sich ziehen sollte.

Das ganze Vorwissen ist nur möglich, weil es dem obersten Beamten des Reiches an der unbedingt notwendigen Autorität fehlt. In solchem Falle tanzen eben die Mäuse auf dem Tisch herum. Die Konservativen spielen bewusst um den Einfluß des Reichskanzlerpostens; sie wollen die Herrschaft der Militärautorität etablieren, weil sie wissen, daß sie auf dem Wege der konstitutionellen Einrichtungen Stück für Stück von ihrem Einfluß verlieren müssen. Es geht um den Kopf des Reichskanzlers — und wir fürchten nur, daß er nicht der Mann ist, um sich mit einem solchen Schicksal seiner rücksichtslosen Gegner zu entledigen.

In der „Frankf. Ztg.“ lesen wir u. a.: „Die „Kreuzzeitung“ leistet sich hinterher einen niedlichen Scherz. Sie meint, das Verhalten des Herrn v. Jagow sei einwandfrei, da er ja seine Erklärung lediglich mit seinem akademischen Titel und Namen, nicht aber mit seinem Amtsschreiben unterzeichnet hat. Vielleicht wird nächstens Dr. v. Bethmann-Hollweg unter Weglassung seines Amtsschreibens einen Epistel gegen den Justizminister in der „Kreuzzeitung“ veröffentlichen und dadurch vollständig einwandfrei handeln.“

Aus Stadt und Land.

Wiesbadener Nachrichten.

Der Weihnachtsmorgen.

Die Freude der Kinder hat sich gelegt; der Christbaum zeigt sich im Licht des Tages, das freilich nur das Licht eines kurzen trüben Dezembermorgens ist, das aber trotzdem genügt, allerlei zu enthüllen, was sich im flackernden Kerzenlicht nicht dem Auge darzustellen vermochte. Und auch hier, bei diesem verhältnismäßig bescheidenen Anlaß, zeigt sich wieder die uralte ewige Wahrheit, daß wir, wenn wir ganz glücklich sein wollen, der Täuschung bedürfen. Der Tag streift ein gutes Stück von dem Zauber ab, den der heilige Abend in die aufstehenden, grünen und geschmückten, oft viel zu viel geschmückten Zweige des immergrünen Sohnes des deutschen Waldes legte; ein wenig ernüchtert betrachten wir „unseren Baum“, und auch den Kleinen, die sich leichter täuschen lassen als wir, kann am Weihnachtsmorgen der Gedanke kommen: der Christbaum ist heute nicht so schön, als er gestern Abend war! Wenn es aber wieder Abend wird und wieder die Kerzen angezündet werden, dann glänzt und funkelt der Baum wie gestern, und wie gestern hebt uns der Anblick dieses Symbols des Lichts, das mit der Geburt Jesu den Menschen zu leuchten begonnen hat, über das Alltägliche, Eigenjüchtige hinweg in die reine, süßliche Welt der kindlichen Gefühle und Gedanken, in die uns nur noch der Zauber des Weihnachtsbaums zu versehen vermag.

Aber wenn auch die süße Täuschung vor dem Licht des Tages nicht ganz standhält, so bleibt doch von den Freuden des heiligen Abends so viel übrig, daß der Weihnachtsmorgen eine Weihe enthält wie kein zweiter Feiertagsmorgen. Das gilt nicht für die Jugend allein, sondern auch für uns, die wir selber das Paradies der Kindheit weit, weit hinter uns gelassen haben. Der Stimmungsgehalt des Weihnachtsmorgens ist groß, und er ist da am größten, wo das Weihnachtsfest in der Tat wie ein wunderbarer Lichtpunkt, wie ein großes Ereignis erscheint: nicht also bei den immer Satten und am wenigsten bei den Überfrachten, sondern bei denen, die um jede Freude und um jeden Genuß kämpfen müssen, denen die Feiertage die Perlen sind, die sich in die lange Kette der Tage reihen. . .

Man würde der Wahrheit wenig nahekommen, wenn man die Stunden des Weihnachtsmorgens, einen jener gleichnishaften Alchymieausbrüche gebrauchend, die vielen immer reichlich zur Verfügung stehen, als Stunden der reinsten Freude bezeichnen wollte. Für viele sind sie es allerdings, aber lange nicht für alle. Der Weihnachtsengel geht an vielen Stuben vorüber, in denen Leidenschaften die Seele in Unrast versetzen, und an noch mehr Stuben geht er vorbei, in denen die Not in der verschiedensten Gestalt weilt. Wo Menschen nicht helfen wollen oder nicht helfen können, da ist der Weihnachtsengel machtlos, der die Herzen und Hände liebender, forgerder Menschen braucht, um seine Mission zu erfüllen, die lautet: Friede und Freude den Menschen! Unter dem Weihnachtsbaum kommen einem manchmal allerlei traurige Gedanken, darunter auch der: daß an jedem Christfest frohe Botschaft verkündigt und von einer Mehrheit innerhalb der Kulturwelt als eine wirklich frohe Botschaft aufgenommen wird, daß aber nach wie vor nichts weniger als Frieden unter den Menschen herrscht. Die christliche Welt, wie sie in der Weihnachtsbotschaft verkündet wird, ist ein Ideal, und es scheint fast: ein unerreichbares Ideal!

Aber derartige Betrachtungen sollen uns den Weihnachtsmorgen nicht verderben: gerade weil die Wirklichkeit dem Ideal so wenig nahekommt, freuen wir uns, daß wir wenigstens einen oder zwei der 365 Tage des Jahres in Edelsteinen des Gemüts und der Seele verwandeln können, wenn wir nur das besitzen, was Moriz v. Egidy als erste Forderung des christlichen Christentums bezeichnete: Erntes Vollen! —

— Der „Wiesbadener Tagblatt-Kalender“ für 1914 ist der heutigen Ausgabe eingefügt. Er geht unseren ständigen Bezuhern als unentgeltliche Sonderbeilage zu. Wir begleiten den Kalender mit dem Wunsch froher Festtage für die Empfänger und hoffen, daß er ihnen nur zur Verzeichnung angenehmer Erinnerungen dienen wird.

— Weihnachtsfeier im Kindergarten. Eine fröhliche Menge Schar versammelte sich am Montagmorgen im Saal der „Barthstr.“: die Kinder aus dem Kindergarten von Fräulein Krause, Jahnstraße 24, die in gewohnter gemütlicher Weise ihr Weihnachtsfest feierten. Es war für die vielen anwesenden Eltern und Gäste ein rechter Genuß, die Kleinen in ihrer Jugendfreude und ihren Spielen am brennenden Christbaum zu sehen. Das reichhaltige Programm wies eine Fülle von Darbietungen auf, die auf viel Liebe der Leiterin und großes ergiebiges Geschick schließen ließen. Besonders angenehm

